

vielen kirchlichen Lehranstalten zur Heranbildung des Klerus, an welchen unter den Augen der höchsten kirchlichen Autorität seit unvorordentlichen Zeiten der Probabilismus gelehrt wird. Arendt fügt ein noch wichtigeres Moment hinzu. Der Probabilismus hat besonders seine Anwendung im Bußgericht: am höchsten kirchlichen Bußgericht, der heiligen Pönitentiarie, hat aber als theologus, der bei den schwierigen Fragen beraten wird und den Ausschlag zu geben pflegt, seit mehreren Jahrhunderten fast nur ein Probabilist fungiert, d. h. von der Zeit an, als der Probabilismus als eigenes System auftrat. Arendt gibt seit dem Jahre 1569 bis auf den heutigen Tag die Namen all der theologi S. Pönitentiariae an. Wenn unter diesen Umständen von der Pönitentiarie nicht selten die Antwort gegeben wird: „Consulat probatos auctores, praecipue S. Alphonsum“, so liegt darin ein deutlicher Fingerzeig, daß auch das höchste kirchliche Bußtribunal zwischen den Lehren des heiligen Alphons und dem Probabilismus keinen wesentlichen Unterschied findet. — Ob der unfruchtbare Streit um Aequiprobabilismus oder Probabilismus bald ein Ende haben wird, wagen wir nicht in Aussicht zu stellen. Zu wünschen wäre es allerdings.

3) Harmonie der sieben vorzüglichsten Meßopfer-Theorien. Von P. Michael Ord. Cap. Mainz. 1907. Druckerei Lehrlingshaus. 70 S. M. 1.50 = K 1.80.

Die vorliegende Schrift macht in origineller Form und lebendiger Darstellung den Versuch, die zahlreichen von den katholischen Theologen aufgestellten Theorien über den Opfercharakter der heiligen Messe harmonisch zu vereinigen. Nach der Lehre des Tridentinums ist das Meßopfer nicht eine bloße Erinnerung (*nuda commemoratio*) an das Kreuzesopfer, sondern selbst ein wahres und eigentliches, und zwar nicht nur Lob- und Dank-, sondern auch Sühnopfer, und es ist mit dem Kreuzesopfer insofern identisch, als bei beiden derselbe Opfernde und dieselbe Opfergabe vorhanden ist, während sie sich nur durch die Weise der Opferung unterscheiden (*una eademque hostia, idem offerens, . . . sola offerendi ratione diversa*). Die Identität des sich opfernden ewigen Hohenpriesters und seiner Opfergabe, d. h. seines Leibes und Blutes, und die verschiedene Art der Opferung (am Kreuze in eigener Person und unter qualvollen Leiden und Blutvergießung, bei der heiligen Messe durch den Dienst der Priester und ohne Leiden) sind leicht verständlich, wohl aber entsteht eine Schwierigkeit durch die Tridentinische Lehre, daß auch das Meßopfer, trotz der verschiedenen Opferweisen und trotz des durch den Verklärungszustand des eucharistischen Heilandes bedingten vollkommenen Anschlusses jeglichen Leidens, dennoch ein wahres und eigentliches Sühnopfer sei.

Die verschiedenen Theorien, welche die katholischen Dogmatiker (Suarez, Vasquez, Lessius, De Lugo, Cienfuego, Thalhofer und Billot) über diesen Gegenstand aufstellten, sucht der Verfasser in folgender Weise zu harmonisieren. Die Opferhandlung Christi am Kreuze bestand ihrem Wesen nach in dem vollkommenen Liebesakte, durch welchen er (nach Joan 10, 17) selbstmächtig seine Seele aushauchte, beziehungsweise ihre Trennung vom Leibe nicht hinderte. Die Blutvergießung unter qualvollen Schmerzen gehörte nicht zum Wesen des Opferaktes, sondern bildete nur die Weise des Opfers (*ratio offerendi*). Mit dieser substantiellen Zerstörung der menschlichen Natur Christi waren naturgemäß gewisse akzidentelle Zerstörungen verbunden, nämlich die Außerkräftsetzung des sinnlichen Lebens, das Aufhören der äußeren Tätigkeit und der äußeren Schönheit des Leibes des Herrn, sowie der Lebendigkeit seines Blutes. Die beiden ersten dieser akzidentellen Nebenwirkungen finden sich auch beim Meßopfer, nämlich die Außerkräftsetzung des sinnlichen Lebens und die Unsichtbarkeit des Leibes des Herrn, insofern der eucharistische Heiland durch die Konsekration auf eine Weise gegenwärtig wird, welche die natürliche Tätigkeit der niederen Seelenkräfte (der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung) und die sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit durch andere ausschließt. Diese akzidentelle Destruktion oder besser Inaktualität ist nach P. Michael genügend, um der Messe den wahren

Opfercharakter zu verleihen, während eine substantielle Destruktion der menschlichen Natur Christi mit seinem Verklärungszustand unvereinbar ist.

Wir haben also hier der Hauptsache nach eine Verbindung der Theorie Thalhofers mit der des De Lugo, wobei der Haupteinwand, den man gegen die letztere erhebt, daß nämlich der „status declivior“ der eucharistischen Opfergabe ein vom Kreuzesopfer verschiedenes Opfer bedeuten würde, dadurch abgeschwächt wird, daß dieser status declivior oder die Selbstentäußerung des Herrn auch beim Kreuzesopfer vorhanden war. Die mit Geschick und nicht ohne Scharfsinn aufgebaute Harmonisierungstheorie, von der übrigens der Verfasser selbst sagt, daß sie bereits von Gutberlet in genialer Weise aufgestellt wurde und hier nur weiter fortgeführt wird, dürfte allerdings noch nicht alle Dogmatiker beruhigen, da die mit dem eucharistischen Opfer verbundene Inaktualität des Leibes Christi gegenüber der äußeren Sinneswelt nicht als leidensvoller Zustand aufgefaßt werden kann, welcher einer destructio der Opfergabe gleichkäme, und immer noch der wesentliche Unterschied bestehen bleibt, daß am Kreuze eine substantielle Zerstörung der menschlichen Natur Christi stattfand, während das Kreuzesopfer nur gewisse akzidentelle Nebenwirkungen mit dem Kreuzesopfer gemeinsam hat. Dem Referenten erscheint immer noch die Thalhofer'sche Theorie als die einfachste, der zufolge das Wesen sowohl des Kreuzesopfers als auch des Kreuzopfers in der unveränderlich gleich bleibenden Opfergegnung besteht, mit der Christus dereinst am Kreuze in blutiger Weise sein Leben hingab und mit welcher er bei jedem Kreuzopfer in unblutiger Weise gegenwärtig wird.

Wien.

Dr. Reinhold.

- 4) **Der Entwicklungsgedanke und das Christentum.** Von Dr. Karl Beth. Groß-Lichterfelde-Berlin. 1909. Verlag von Edwin Künge. 272 S. brosch. M. 3.75 = K 4.50, geb. M. 4.75 = K 5.70.

Der Verfasser, ein protestantischer Theologe, versucht in vorliegenden Werke zu zeigen, daß die Abstammungslehre dem Christentum nicht feindlich gegenübersteht, vielmehr für eine tiefere Erfassung der christlichen Glaubenslehre von großer Bedeutung ist. In ersterer Hinsicht kann man dem Verfasser unbedingt beipflichten; schon im christlichen Altertum hat ja ein heiliger Augustin selbst einer Entwicklung des Lebenden aus leblosem Stoff, allerdings in einer diskutablen Form, das Wort geredet (De gen. ad litt. 1. 5. c. 20—23. M. 1. 34, 336—338), und auch der Fürst der mittelalterlichen Theologie, der heilige Thomas von Aquin, schließt die Entstehung neuer Arten nicht grundsätzlich aus (S. Th. 1. q. 73. a. 1. ad 3). Es ist daher eine historische Ungenauigkeit, wenn der Verfasser bei der Skizzierung der Geschichte des Entwicklungsgedankens von Aristoteles kurzweg auf das Ende des 18. Jahrhunderts überspringt und bemerkt (S. 12): „Es war eine wunderbare große Zeit, die diesen Begriff wieder entdeckte.“ Die großen Gedanken des Aristoteles wurden von der scholastischen Philosophie wieder aufgenommen und ohne Unterbrechung der Schultradition bis auf den heutigen Tag treu gehütet. Was die Darlegung der positiven Bedeutung der Entwicklungslehre für die Erfassung des christlichen Glaubensinhaltes anbelangt, so berührt zunächst wohlthuend des Verfassers Entschluß, sich ganz und entschieden auf den Boden der christlichen Lehre zu stellen; „eine Halbstellung zu anderen Weltanschauungen, ein Schielen nach ihnen und Liebäugeln mit einigen ihrer Ideen ist ein Grundschaden für das Ansehen der christlichen Religion“ (S. 31). Leider ist der Verfasser diesem so treffenden Satz nicht treu geblieben, und hat sich durch seine Werthschätzung der Entwicklungslehre zu Aufstellungen verleiten lassen, zu deren Ablehnung sich nicht etwa bloß der katholische Theologe, sondern auch der philosophisch denkende Kritiker genötigt sieht. Ich habe hier zunächst die Ausdehnung der Entwicklungslehre auf den Menschen auch nach der geistigen Seite seines Wesens im Sinne. Von der Deszendenztheorie im allgemeinen wird zugestanden, daß sie sich „auf einen möglichst ausgedehnten Indizienbeweis beschränken muß“ (S. 88); sie ist also höchstens eine begründete Hypothese; von dieser Hypothese erfahren wir dann (S. 102), daß